

Marén Schorch

Narrative Verdichtungen transnationaler Biographien in qualitativen Interviews

Migrationsbewegungen können als kulturgeschichtlich universal angenommen werden (vgl. u. a. Han 2006). Menschen verlassen aus den verschiedensten Motiven ihr autochthones Gebiet und verlagern ihren Lebensmittelpunkt. Die darauf folgende räumliche Verstetigung geht allerdings selten mit der gänzlichen Auflösung bisheriger sozialer, kultureller oder emotionaler Bindungen zugunsten neuer einher. Vielmehr kann häufig der Aufbau transnationaler Bezugsräume (vgl. Mau 2007, Pries 2008) konstatiert werden. Aus der Perspektive der aufnehmenden Mehrheitsgesellschaft mag dies eine national-staatliche Zuordnung der Personen im Sinne eines „Entweder-Oder-Dualismus“, wie es zum Beispiel auch das deutsche Staatsangehörigkeitsrecht lange vorsah, erschweren (vgl. Hahn/Schorch 2007). Erst die 2000 bzw. 2005 eingeführten Modifikationen legitimieren nun mehrfache Staatsangehörigkeit, vorrangig für Bürger der europäischen Union. Gleichzeitig ist hiermit aber zunächst lediglich ein Optionsraum für formale rechtliche Inklusion bzw. ein formeller Status angesprochen. Die auch im öffentlich-politischen Diskurs in Deutschland gern bemühten Fremdbeschreibungen (oder korrekter: Fremdzuschreibungen) für Personen mit derart multiplen nationalen Bezugsebenen wie „Deutsch-Türke“ oder „Halb-Italiener“ (also sogenannte Bindestrich-Identitäten) sind allerdings zu verengt und können dem komplexen Erfahrungs- und Identifikationsraum von Personen mit transnationalem biografischem Hintergrund nicht gerecht werden.

Meine Arbeit versteht sich daher als Beitrag zur empirischen Transnationalismusforschung und stellt dezidiert die Perspektive der Personen selbst in den Mittelpunkt. Exemplarisch sollen ausgewählte Analyseergebnisse bzgl. der Selbstbeschreibung von zwei Personen vorgestellt werden, welche aufgrund ihres transnationalen biografischen Hintergrundes aus verschiedenen nationalen (sprachlichen, kulturellen etc.) Einflüssen schöpfen können und dies auch aktuell für sich beanspruchen. Somit konzentriert sich dieser Beitrag auf den dritten thematischen Schwerpunkt des Kolloquiums, also die Frage, welche Rolle in einer globalisierten Welt Nationen, nationale Identitäten, aber auch transnationale Identitäten spielen können.

Eingangs werden ausgewählte theoretische Vorbemerkungen zu Identität und Transnationalität voran gestellt (1.), um den hier vertretenen soziologischen Bezugsrahmen zu umreißen und zur konkreten Forschungsfrage überzuleiten. Auf die angewandten qualitativen Methoden sowie die zugrunde liegende Materialbasis wird in Kapitel 2 eingegangen. In Kapitel 3 wird die empirische Analyse der Selbstthematizierung in qualitativen Interviews exemplarisch anhand des Interviewmaterials von zwei meiner Interviewpartner vorgestellt: Zum einen Alessandro²⁰ (Hintergrund: Deutsch und Italienisch) sowie – als Andeutung eines Vergleichs - Johann (Deutsch und Spanisch).

20 Sämtliche Namen, Ortsbezeichnungen, etc. wurden anonymisiert. Die Pseudonyme entstammen dabei demselben kulturellen Sprachraum wie die ursprünglichen Namen.

Abschließend resümiere ich kurz die für unseren thematischen Kontext relevanten Analyseergebnisse dieser beiden Fallanalysen in einem Fazit.

1 Identität als Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft

Die Frage nach dem generellen Selbstverständnis einer Person, ihrer Identität, also was sie oder ihn im Gegensatz zu anderen Menschen einzigartig werden lässt, wird seit Jahrhunderten in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Diskursfeldern thematisiert und debattiert. Dabei dominierte weitgehend der Versuch, einen irgendwie gearteten „Kern“ des Selbst, etwas Unveränderliches als Grundlage für soziales Handeln der jeweiligen Person zu erfassen. Eine Person soll nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre soziale Umgebung adressierbar bzw. (wieder-)erkennbar sein in ihrer singulären Kombination aus Eigenschaften, Zugehörigkeiten, Erfahrungen etc. Darüber hinaus konstatieren zentrale Arbeiten und Theorieansätze aber auch die Bedeutung der Veränderlichkeit, den lebenslangen Entwicklungsprozess von Identität (exemplarisch etwa Mead 1934, Erikson 1968 und Keupp 1999). Diese Veränderlichkeit, Fluidität von Identität ist eine wichtige Prämisse des hier vertretenen Verständnisses von Identität. Individuum und Gesellschaft befinden sich in einem andauernden dialektischen Verhältnis - womit auch die Bedeutung von Sprache für die Sozialisation und Grundlegung von Identität evident wird (vgl. Berger/Luckmann 1966). Man interagiert bzw. reagiert immer in Wechselwirkung mit seiner sozialen Umgebung und richtet sein Selbstbild entsprechend wieder neu aus. Damit ist Identität stets sozial konstituiert und die in philosophischen wie auch soziologischen Diskursen traditionell mitgeführte Differenzierung zwischen personaler und kollektiver/sozialer Identität durchaus zu relativieren.

Im Rahmen des Kolloquiums wurde nun vorrangig auf die zweite Facette, das Selbstverständnis über die Zugehörigkeit zu einer Nation oder eines supranationalen Konstruktes wie der Europäischen Union fokussiert (ergo: nationale und europäische Identität unter modernen, ausdifferenzierten Bedingungen). Mit der Genese der europäischen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert und den damit verbundenen Projektionsflächen wurden neue Bedürfnisse nach kollektiver Identität im Zuge des Modernisierungsprozesses bedient: Wenn Identität und Identifikation nicht mehr primär nur über sozial-strukturelle Herkunft bzw. Abstammung, Bildung oder Beruf als eindeutig vorgeprägte Modellierungsmerkmale hergestellt werden kann, bieten Vorstellungen von Gemeinschaft, kollektive Identität und hier konkret nationale Identität mitunter Orientierung. In soziologischer Terminologie: Moderne Individuen konstituieren sich über ein komplexes Rollengefüge, man könnte mit Georg Simmel vom Individuum als „Kreuzungspunkt sozialer Kreise“ (Simmel 1908: 456-51) sprechen, dessen genaue Beschreibung innerhalb des Koordinatensystems von sozialen Zugehörigkeiten Personen greifbar macht. Umso vielfältiger, komplexer diese werden, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, „daß noch andre Personen die gleiche Gruppenkombination aufweisen werden, daß diese vielen Kreise sich noch einmal in einem Punkt schneiden werden.“ (Simmel 1908: 466, Hervorhebung im Original). Damit kann sich das moderne Individuum aber schwerlich als Ganzheit erfassen und beschreiben und kann infolge dessen subjektive Selbst-Entfremdung empfinden. Auf der Makroebene vermag die Selbstbeschreibung moderner Staaten als Nationen dies teilweise zu relativieren, da „die Einheit und gleichzeitige Kontrolle

der sich gegeneinander verselbständigenden Funktionsbereiche in Hinsicht auf territoriale Reichweiten gedacht werden“ (Hahn 1997: 132). Nationale Kulturen konstruieren Identitäten, indem sie Bedeutungen der ‚Nation‘ herstellen, mit denen wir uns identifizieren können“ (Hall 1994: 220f.) - und auch sollen bzw. müssen, könnte man hier hinzufügen. Die angesprochene „fiktive“ Einheit von nationaler Identität überbrückt also Differenzen von Interessen, sozialen Klassen, etc.

Nun stehen in dem vorliegenden Beitrag ja gerade nicht Personen mit singulären, eindeutigen nationalen Identifikationsoptionen im Mittelpunkt des Interesses, sondern vielmehr Personen, welche aus multiplen nationalen Bezugsebenen schöpfen können. Daher sei noch kurz auf die theoretische Fundierung transnationaler Identität eingegangen:

In den 1990er Jahren ist ein wesentlicher turn innerhalb der Migrationsforschung zu konstatieren: Vor allem die Arbeiten der US-amerikanischen Anthropologinnen Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc (u. a. Glick Schiller 1995 und Basch 1993) steuerten der bis dahin dominanten, eher dichotomen Auseinandersetzung um Migration (geprägt durch die Analyse der Prozesse um Emigration und Immigration) eine weitere Perspektive hinzu. Nicht mehr nur die jeweiligen Aktivitäten und bestimmende Rahmenbedingungen in einem der beiden nationalen Bezugsebenen (Ursprungsland oder Aufnahmestaat) galt es zu analysieren. Die Autorinnen lenkten die Aufmerksamkeit vielmehr auf die „transnationale Migration“, ergo: grenzüberschreitende Prozesse von Migranten, deren soziale Beziehungen und soziale Praxis dauerhaft mindestens zwei oder auch mehrere Staaten verbinden und folglich zur Entwicklung transnationaler Gemeinschaften oder transnationaler/-staatlicher sozialer Räume (vgl. Faist 2007, Mau 2007, Pries 2008) beitragen. Migranten werden im Kielwasser der ausgelösten Debatte nun zunehmend als Akteure beschrieben, welche kontinuierlich²¹ aus mehreren kulturellen, sprachlichen Ressourcen schöpfen, mittels mehrerer Sprachen kommunizieren, sich nicht nur singulär einem Nationalstaat zugehörig fühlen, sondern mindestens zwei oder sogar mehreren Staaten (je nach Migrations- und Familiengeschichte) und kulturell, wirtschaftlich, mitunter auch politisch in mehreren Nationalstaaten agieren. Diese Prozesse sind nicht zwangsläufig als neu zu konstatieren, allerdings wirken sich rapide angewachsene weltweite Kommunikationstechnologien, erleichterte Waren- und Währungstransfers, mehrfache Staatsangehörigkeiten (und damit verbundene politische Partizipation) sowie erweiterte Arbeitsmarktoptionen deutlich intensiver auf die (Trans-)Migranten²² aus. Gleichzeitig sind mit derartigen Prozessen auch wesentliche Charakteristika (und mehr als nur Begleiterscheinungen) von

21 Die Betonung der Dauerhaftigkeit und Verstetigung von grenzüberschreitenden Kontakten zwischen verschiedenen Nationalstaaten ist ein wesentliches Kriterium für transnationale Praxen. Damit minimiert sich zwangsläufig die Zahl derjenigen Migranten, welche als „transnational“ bezeichnet werden können. Diese Perspektive erfordert aber letztlich in ihrer Konsequenz empirische Langzeitstudien, welche sich nicht nur mit der individuellen Praxis über mehrere Lebensphasen hinweg beschäftigen, sondern auch die unterschiedlichen involvierten Generationen von Migranten berücksichtigen (erste, zweite, dritte Generation).

22 „Transnationalität“ ist ein weniger präsent, wenngleich in der sozialwissenschaftlichen Debatte inzwischen etabliertes Konzept (vgl. Mau 2007; Faist 2007; Pries 2008). Die singuläre Zugehörigkeit zu einer Nation wird hier erweitert, wenn nicht gar aufgelöst, ohne jedoch die genaue Ausgestaltung dieser Identifikation vorweg zu nehmen.

Modernisierungs- bzw. Globalisierungsprozessen beschrieben, allerdings mit einer klaren Verschiebung des Fokus auf die Ebene der Akteure selbst. Nicht ausschließlich strukturdeterministische Ansätze sollten verfolgt werden, welche Migranten als von den jeweilig vorherrschenden Integrationsbedingungen bestimmt auffassen. Eine Vielzahl von theoretischen wie auch empirischen Arbeiten konzentriert sich seither stärker auf die ökonomische, politische, soziale, kulturelle Inklusion der Migranten (durchaus mehrerer Generationen).

Gerade der Verweis auf den empirischen Zugang deutet auf eine weitere Entwicklung hin: die Abkehr vom methodologischen Nationalismus (vgl. Wimmer 2002), welchen auch Tobias Werron in seinem Beitrag noch einmal explizit angesprochen hatte. Dieser basiert auf der Vorstellung des Nationalstaates als gegebene, fixe und recht statische Konstruktion, welche häufig mit dem Bild des „Containermodells“ illustriert wird. Genau dieses Postulat ist aber eingedenk des explizit nicht statischen Charakters von Identität generell, erst recht nicht hinsichtlich spezifischer Facetten von kollektiver Identität (wie religiöse, ethnische etc.) haltbar. Nicht nur, aber als wesentliche Vertreterin dieser Kritik fordert Peggy Levitt eine dezidiert transnationale empirische Perspektive, die Abkehr vom Containermodell des Nationalstaates und weit offene empirische Zugänge zu dem thematischen Feld (u.a. in Levitt/Nyberg-Sorensen 2004 und Khagram/Levitt 2008). Kategoriale Zugehörigkeiten wie lokale, nationale, ethnische Identität etc. seien primär vom Standpunkt der nationalen bzw. transnationalen Ebene aus definiert und nicht umgekehrt. Damit stellt sich vorrangig die Frage, welche Bedeutung eine transnationale Konstellation überhaupt im täglichen Leben, aber auch umfassender: in der Biographie von Migranten und deren Familien einnimmt.

Nun möchte ich mich eben dieser Fragestellung widmen, allerdings gilt es noch zu klären, wie dies methodisch umzusetzen wäre. Aus meiner Perspektive stellt eine Verknüpfung moderner Identitätskonzeptionen mit der Prämisse der temporalen Veränderlichkeit und situativen Identifikation die von Alois Hahn etablierte Konzeption von „partizipativer Identität“ dar. Hiermit liegt zunächst auch eine Korrektur des unscharfen und mitunter missverständlichen Konzeptes vor, welches mit „sozialer“ Identität verbunden ist: Es wurde bereits erwähnt, dass Identität per se immer sozial ist, denn andere Individuen, Gruppen und Zugehörigkeiten sind konstitutiv und fortwährend Referenzpunkte für das Selbstverständnis einer Person. Damit ist eine Beschreibung einer sozialen Identität aber weitgehend obsolet bzw. greift zu kurz. Vielmehr ist moderne Identität als „Pluralität von in Anspruch genommenen Selbsten“ (Hahn 1997: 118) zu verstehen, welche je nach Situation über bestimmte Zugehörigkeiten aktiviert werden (hier interessiert uns ja vorrangig die nationale bzw. supranationale - darüber hinaus aber noch mitzudenken sind: ethnische, religiöse, berufliche Zugehörigkeiten etc.), während andere zeitweise in den Hintergrund treten, aber nur vorübergehend verblassen. Dieses Konzept lässt sich über die rein theoretische Ebene des Konstatieren von Pluralität weiter denken, wenn man damit den prozesshaften Charakter von Identität bzw. Identifikation explizit in den Blick nimmt. Die genaue Beschreibung der in Anspruch genommenen jeweiligen nationalen oder supranationalen Zugehörigkeiten, deren kontextabhängige Selektion, Realisierung bzw. Aktualisierung sind immer noch ein Desiderat in der aktuellen Forschung und verdienen mehr Aufmerksamkeit.

Es wird hier die These vertreten, dass gerade diese Prozesse sich über die Selbstthematizierungen von Personen in einem spezifischen Interaktionsraum - qualitativen biografischen Interviews - abbilden lassen. In biografischen Erzählungen werden nicht nur situative und damit eher punktuelle Selbstdarstellungen erzeugt, sondern auch Entscheidungsprozesse, selbst- und fremdbezogene Identitätskonstruktionen erinnert und aus der Perspektive der aktuellen Erzählzeit heraus kommentiert oder bewertet, wie auch die Analysen des hier diskutierten Interviewmaterials belegen.

Damit entstehen umfassendere Selbstthematizierungen als die alltäglichen, rollenspezifischen. „Umfassend“ ist dabei sowohl zu verstehen in Bezug auf die Komplexität moderner Identität an sich als auch auf einer Zeitebene im Sinne der Rekonstruktion des Lebenslaufes einer Person oder zumindest zentraler Abschnitte daraus. Im Sinne eines narrativen „doing biography“ (Dausien 2005) wird dabei der Aspekt des interaktiven „Tuns“, der Herstellung und gleichzeitigen Darstellung, ergo der identitätsstiftenden Leistung des Erzählens herausgestellt. Meine Forschungsfrage lautet demnach: „Wie lässt sich partizipative Identität von Personen mit transnationalen biografischen Bezügen mittels qualitativer Interviews rekonstruieren?“

2 Methoden und Materialbasis

Kommen wir somit zum konkreten empirischen Teil meines Beitrages. Als Erhebungsmethode wurden problemzentrierte, teil-narrative biografische Interviews ausgewählt.²³ Diese stellen einen primär induktiven Zugang dar und geben dem Interviewpartner möglichst viel Raum zur eigenen Entfaltung seiner Selbstthematizierung. Gleichzeitig flossen in das Gespräch bestimmte vorab festgelegte Themenbereiche wie Sprache, Sozialisation und Kultur ein, welche relevante Themen markieren.

Als Materialbasis der vorliegenden Arbeit dienen 20 qualitative teil-narrative Leitfadenterviews, welche von mir durchgeführt wurden. Am Beginn des Forschungsvorhabens stand auch die Frage, ob es bei heterogenen nationalen Bezügen inhaltliche Korrespondenzen in der Art der Selbstthematizierung gibt oder wie sich ggf. Unterschiede herausarbeiten, Typen bilden lassen. Daher wurde die Untersuchungsgruppe neben dem deutschen Bezug nicht auf einen weiteren national-staatlichen Hintergrund festgelegt, sondern ganz bewusst einseitig offen angelegt, d. h. die Interviewpartner besitzen einen deutschen Elternteil und einen zweiten, welcher einen Migrationshintergrund aufweist (die meisten der Elternteile stammten aus europäischen Staaten). So heterogene nationale familiäre Bezüge die Gesprächspartner auch aufweisen, in einem Kriterium sind sie durchweg homogen: bezüglich ihres Bildungsgrades. Alle besitzen zumindest Abitur, vier haben einen Hochschulabschluss und fünf sind bereits promoviert. Dieser einheitliche akademische

23 Hierbei handelt es sich um eine Kombination teilstrukturierter Interviewformen, welche jeweils auf Witzel 2000 (problemzentrierte Interviews) bzw. Schütze 1983 (narrative Interviews) bzw. in einer Weiterentwicklung Lucius- Hoene/Deppermann 2004 (narrative Interviews/narrative identity) basieren. Genauere Ausführung zum methodischen Hintergrund und Vorgehen können an dieser Stelle aufgrund der Seitenbegrenzung nicht erfolgen.

Bildungshintergrund war bewusst intendiert um ein Defizit bisheriger Forschung auszugleichen: die Untersuchung der Selbstthematizierung von Akademikern bzw. Wissenschaftlern.

Die Entscheidung für dieses Kriterium begründet sich in der Thematik selbst: Es wird davon ausgegangen, dass ein hoher Bildungsabschluss als kulturelles Kapital (nach Bourdieu 1983) auch einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Fähigkeit zur Selbstreflexion ausübt. Die von Burkart in Anlehnung an Max Weber identifizierten Virtuosen der Selbstthematizierung (Burkart 2006) sind auch in dieser Personengruppe zu finden. Einige der Interviewpartner qualifizieren sich hierzu nicht nur durch ihren Bildungshintergrund, sondern auch durch Therapieerfahrungen, intellektuelle Auseinandersetzung mit sich selbst im Sinne kontinuierlicher Selbstbeobachtung und durch das „Gespür, einen sozialen Sinn (Bourdieu 1986)(...) unter welchen Umständen oder in welchen Situationen Selbstreflexion im Sinne des Heraustretens aus der Kontinuität der Lebenspraxis angebracht ist.“ (Burkart 2006: 334f., Hervorhebung und Zitat im Original).

Zentral ist allerdings die Frage, was unter Selbstthematizierung überhaupt zu verstehen ist: „Selbstthematizierung soll hier heißen: sich selbst (als individuelle Person) zum Thema zu machen, über sich sprechen, angefangen von einfachen Kommentierungen eigener Handlungen (...) bis zur erzählten Konstruktion der eigenen Identität (...)“ (Burkart 2006: 313, Hervorhebung im Original). Dabei ist die Hahnsche Konzeption des Biographiegenerators²⁴ grundlegend (Hahn 1987), wird hier aber weiter entwickelt. Das Material bzw. konkret die Analyse der Interviewsituation belegt ausführlich, dass qualitative, biographische Interviews die institutionellen Rahmenbedingungen schaffen, welche dem Individuum eine differenzierte Selbstreflexion gestatten. In Übereinstimmung mit Burkart wird hier das Interview selbst als „Generator der Selbstthematizierung“ (Burkart 2006: 10f.) angesehen. In der Analyse des Materials kann dennoch nicht auf die Gesamtheit eines Lebenslaufes (also aller Ereignisse, Erfahrungen, Wahrnehmungen etc.) abgezielt werden. Vielmehr interessieren die selektiven Erinnerungen und Aktualisierungen der interviewten Person aus der gegenwärtigen Erzählzeit heraus.

Der Zugang zu Erinnerungen an Erlebtes, Emotionen etc. vollzieht sich indes nicht zwangsläufig von selbst und vor allem erstehen diese nicht als objektive, zweifelsfreie Abbilder einer Vergangenheit auf. Objektiv stattgefundenene „Daten“ der Lebensgeschichte müssen nicht mit den subjektiv rekonstruierten übereinstimmen. Vielmehr sind auch diese Vergegenwärtigungen Repräsentationen und unterliegen Erinnerungslücken, Verzerrungen zwischen den Zeitebenen, der individuellen Verfassung, der Stimmung des Interviewees, der Interviewsituation als solcher. Erinnerung ist immer Selektion aus dem unendlichen Gedächtnispool, Rekonstruktion vom heutigen Standpunkt aus und als solche nicht unproblematisch (u. a. Halbwachs 1967 und Hahn 2000). Gründe dafür, dass Ereignisse nicht ins

24 „Ob das Ich über Formen des Gedächtnisses verfügt, die symbolisch seine gesamte Vita thematisieren, das hängt vom Vorhandensein von sozialen Institutionen ab, die eine solche Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten. Wir wollen solche Institutionen Biographiegeneratoren nennen (Hahn 1987: 12). Alois Hahn legte in mehreren Arbeiten ausführliche Analysen einiger dieser Generatoren vor, exemplarisch etwa zur Beichte (vgl. Hahn 1982).

Gedächtnis aufgenommen werden, sind vielfältig. Es wird die wichtige theoretische Prämisse vorangestellt, dass zwar der analytische Fokus auf den subjektiven Sinnkonstruktionen der jeweiligen Individuen liegen soll, diese aber nur partiell wirklich zugänglich sind und nur durch eine genaue Analyse der situationsgebundenen Vergegenwärtigung erfasst werden können. Die analytische Rekonstruktion der interaktiven biografischen Vergegenwärtigung des jeweiligen Interviewpartners ermöglicht die Herausarbeitung wesentlicher biografischer Thematiken, auch eingedenk der prinzipiellen Unzugänglichkeit sowohl des eigenen Bewusstseins wie auch eines Fremdbewusstseins.

Die Auswertung der Einzelfälle basiert dabei auf der Methode der Rekonstruktion narrativer Identität nach Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann (2004), welche wiederum Anleihen aus der Positionierungstheorie nehmen. Für das Verständnis des Links zwischen Selbstthematisierungen und Identitätskonstruktionen in qualitativen Interviews sind hier einige Bemerkungen dazu notwendig: In Anlehnung an Paul Ricoeur (1991) ist Narrativität wirklichkeitskonstruktives und sinnstiftendes sprachliches Handeln. Damit wird Identität mittels des Mediums Erzählen hergestellt (was auch dem hier basalen konstruktivistischen Ansatz von Identität entspricht) und gleichzeitig dargestellt. Der Interviewee erhebt damit für sich selbst Anspruch auf einen bestimmten Geltungsrahmen. In Anlehnung an Ricoeur definieren Deppermann und Lucius-Hoene die Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet als „narrative Identität“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 75). Erzählen ist also auch vor allem als identitätstiftende Leistung anzusehen, die trotz aller generellen Prozesshaftigkeit eine gewisse Kontinuität und auch Kohärenz beansprucht (ebd.). Schnell wird dabei die Relevanz der hörer- und situationsbezogenen Aspekte dieses Biographiegenerators deutlich - und damit eine weitere Aufmerksamkeitsebene der Analyse hinzugefügt: die der Positionierung.

In den Interviews lässt die/der Erzählende nicht nur sein „erzähltes, vergangenes Ich“ aufscheinen, sondern vollzieht dies natürlich aus der aktuellen Position (Zeit, Erfahrung etc.) heraus und lässt damit einen Blick auf die individuellen aktuellen Strategien der Identitätsarbeit zu. In der Analyse wird diesem komplexen Prozess dadurch Rechnung getragen, dass die verschiedenen Ebenen von Selbstpositionierung, Fremdpositionierung und den Positionierungen zwischen erzählendem Ich und Zuhörer in detail einer Betrachtung unterzogen wurden. Interessant ist dabei gerade bei der hier untersuchten Personengruppe, welche Identitätsaspekte beansprucht, akzeptiert oder ausgehandelt werden und wie dies konkret realisiert wird.

Kommen wir nun aber zum konkreten empirischen Beispiel. Exemplarisch sollen hier Kernpunkte einer Fallanalyse vorgestellt und an einigen Stellen kontrastierend mit einem zweiten Fall²⁵ diskutiert werden:

25 Aufgrund der Beschränkungen des Umfangs des Artikels kann hier leider nicht so ausführlich auf beide Fälle (oder auch weitere) eingegangen werden, wie es im Rahmen des Vortrages im Kolloquium der Fall war.

3 Empirisches Fallbeispiel

3.1 Selbstthematization als Normalisierungsstrategie: Alessandro

Vorab einige biographische Eckdaten des Interviewpartners zur besseren Kontextualisierung: Zum Zeitpunkt des Interviews war Alessandro 32 Jahre alt. Er ist seit einigen Jahren verheiratet und Vater einer Tochter. Seine Mutter ist Deutsche, Akademikerin (Lehrerin), sein Vater ist Italiener und kommt laut Alessandros Selbstbeschreibung aus einem „typisch italienischen Gastarbeitermilieu“. Alessandros Eltern hatten sich in Deutschland kennen gelernt und leben seit Anfang der 1970er Jahre in einer Kleinstadt in Süddeutschland, wo er auch geboren wurde. Er hat zwei jüngere Geschwister. Alessandro hat immer in Deutschland gelebt (in unterschiedlichen Städten), pflegt aber gerade über seinen Vater und die italienische Großfamilie einen kontinuierlichen Austausch mit Italien, liest regelmäßig italienische Sportzeitungen, verbringt Urlaube in Italien etc. Alessandros Erstsprache ist Deutsch (auch die Familiensprache), wobei er ebenfalls Italienisch von seinem Vater lernte (dies aber aus seiner Perspektive zu unsystematisch) und seine Kenntnisse später in Schule und Universität vertiefte. Latein und Englisch kamen als weitere Fremdsprachen hinzu. Alessandro entschied sich für ein Germanistikstudium und für Italienisch als Nebenfach.

Zentrale Themen des Interviews waren Alessandros eigene Sprachsozialisation, seine Beziehung zum Vater, Erwartungen der italienischen Großfamilie und der Eltern, wahrgenommene sprachliche Defizite, Überforderung sowie ein Bedürfnis nach Selbstthematization, Normalisierung im Interview. Hier seien einige zentrale Passagen aus dem mehr als zweistündigen Interview mit ihm wiedergegeben, welche sich vorrangig der Frage widmen, welche Rolle für Alessandro die verschiedenen familiären nationalen Zugehörigkeitsfolien spielen²⁶:

A (7) aber ich hab auch ich ich ich fühl mich auch nicht so dass ich sagen könnte ich bin deutscher oder italiener also das funktioniert nicht (.) das ist einfach nicht so (.) also es ist wirklich beides da und ich empfind das eigentlich zu fünfzig prozent so wirklich also in jeder hinsicht eigentlich in jeder situation fast klar (.) je nachdem wo ich dann gerade bin mehr oder weniger wenn ich dann aber das sind ja (..) dann irgendwie mechanismen oder reaktionen die nix mit dem permanenten ähm grundgefühl zu tun haben aber so dieses grundgefühl das ist bei mir auf jeden fall definitiv in der mitte durchgeteilt das ist auch glaube ich hm (..) das ist halt was was einem während der jugend überhaupt nicht bewusst ist aber das ist was was mich im nachhinein (..) schon (.) sehr stark beschäftigt hat und auch noch heut sehr stark beschäftigt also das (...) und auch belastet muss ich sagen also ich find ich find es ist kein so (.) auch trotz der ganzen vorteile die man daraus zieht für mich ist es vielleicht auch aufgrund der speziellen situation (.) diese großfamilie und so weiter für mich ist das kein (..) kein große äh (7) also für mich ist das nicht (.) unbedingt sehr erstrebenswert weil mir fällt zum beispiel aus genau dem grund auch schwer wirklich zu sagen wer ich bin

26 Die Initiale „A“ steht für den Interviewpartner, Alessandro, „I“ für die Interviewerin. Unterstrichene Passagen sind vom Interviewee betonte Äußerungen, fett gedruckte Passagen laut und betont Gesprochenes. Demgegenüber stehen Kursivsetzungen für leise Aussagen. In den Klammern werden Pausen nach Sekunden angegeben (bis zu drei Sekunden Punkte, ab drei Minuten die korrekte Sekundenangabe).

und wo ich her komm also (...) hmm (...) ich hab so was wie ein wirklich originäres heimatgefühl hab ich eigentlich wenig also ich meine klar ich komme zwar aus offenburg aber bin ich ein badener ich mein hab zwar ein bisschen badischen akzent aber meine mutter kommt nicht aus baden mein vater kommt nicht aus baden (...) ich komme auch nicht aus nordrheinwestfalen weil meine mutter daher kommt ich komme auch nicht aus sizilien weil mein vater daher kommt und das ist schon son manchmal son bisschen (...) schon son son verortungswunsch den hat man manchmal schon irgendwie also am wohlsten fühle ich mich eigentlich in franken (.) da wo ich studiert hab 00:56:32

Im Laufe des Gespräches kamen wir auch auf Europa zu sprechen:

I was für vorstellungen hast du denn von (...) von europa hast du da ne vorstellung von 01:02:21

A (5) ja also äh was ich halt wirklich ganz klar für mich feststelle oder was für mein empfinden halt dadurch dass ich wirklich mit zwei relativ unterschiedlich ausgerichteten kulturen aufgewachsen bin dass ich auch keine einheitlichkeit äh in ganz europa sehe kulturell also für mich ist ganz klar dass es wirklich äh ein mediterranes europa gibt (..) und ähm ein mitteleuropa ein osteuropa ein skandinavien (..) ein großbritannien (.) das sind für mich schon also ich bin glaube ich dadurch dass ich die unterschiede kenne auch viel stärker sensibilisiert oft habe ich das gefühl gerade wenn ich mit freunden oder so sprech ähmm (..) also nicht nicht dass ich die ganze zeit sagen würde die sind so oder die sind so (..) ähm (..) aber ich bin schon jemand der viel auf die unterschiede guckt und ähm gemeinsamkeiten vielleicht weniger in den vordergrund stellt also mir ist das schon ich bin schon jemand der sich ganz gern irgendwie die anderen kulturen sich (..) auf die unterschiede hin anschaut 01:03:27

I hm 01:03:29

A und wens dann noch um den gesamtbegriff europa geht da seh ich dann schon in manchen regionen gemeinsamkeiten aber ing- insgesamt viele viele unterschiedliche kulturzonen eigentlich (..) ja. 01:03:45

Für Alessandro scheint in einem ersten Zugriff eine eindeutige Parallelführung beider nationaler Identitätsfacetten vorzuliegen, die ihm als Identitätsoptionsraum aufgrund seines familiären Hintergrundes zur Verfügung stehen. Er betont eine 50-50-Aufteilung und führt im Laufe des Interviews lange und differenziert die Unterschiede beider auf. Gleichzeitig thematisiert er aber auch von Beginn an wahrgenommene eigene Sprachdefizite und damit verbundene Identitätskrisen: So fühlt er sich zum Beispiel während Italien-Besuchen und Kontakten mit unbekanntem Italienern als „nicht-italiener entlarvt“, schwankt zwischen Begeisterung für Italien und einem Unwohlsein aufgrund eben dieser Sprachdefizite. Der hohe Anspruch, welchen Alessandro mit seinen eigenen Sprachkompetenzen und seinen generellen Vorstellungen von einer Selbstbeschreibung als Italiener oder Deutscher verbindet, könnte mit seiner Studien- und Berufswahl (Germanistik, also einer Sprachwissenschaft) begründet werden.²⁷

²⁷ Er beschreibt diese Wahl als eher zufällig (Deutsch sei ihm in der Schule einfach leicht gefallen). Italienisch hingegen habe er nie richtig gelernt - dafür macht er vorrangig die falsche Sprachpraxis seines Vaters

Das Oszillieren seiner empfundenen Zugehörigkeiten bleibt nicht unproblematisch für ihn und er thematisiert mehrfach sein Bedürfnis nach einer Normalisierung, einem Vergleich mit anderen transnationalen Personen. Generell stellt die Reflexion der eigenen Transnationalität ein maßgebliches Charakteristikum des gesamten Interviews dar.

Normalitätskonzepte und die damit implizit mit formulierten Abweichungen sind nun ganz wesentlich von der jeweiligen sozialen Bezugsgruppe geprägt. Diese Konzepte lassen sich allerdings nicht direkt über ein biografisch angelegtes Interview fassen. Einen wichtigen Zugang bieten indes die jeweiligen Positionierungen, welche der Interviewee im Gespräch vornimmt und welche über die Feinanalyse herausgearbeitet werden konnten: Die italienische Facette bzw. die Ansprüche und Erwartungen der italienischen Großfamilie (vor allem des Vaters) sind zentrale Themen der Identitätsarbeit Alessandros. Seine normativen Vorstellungen von einem vollständig integrierten Mitglied der italienischen Großfamilie sind geprägt durch Gegensätze: Er selbst entspricht in seinem Lebensstil und -konzept (Bildungsaufstieg, verheiratet, inzwischen selbst Vater, durch Anstellung ökonomisch abgesichert) durchaus den Erwartungen des Vaters. Gerade dem für die Außendarstellung der Großfamilie wichtigen „bella figura“-Prinzip wird er gerecht (im Gegensatz zu seiner Schwester, einer alleinerziehenden jungen Mutter). Darüber hinaus spricht er sehr gut Italienisch, hat eine ebenfalls des Italienischen kundige und an Italien interessierte Frau, ist regelmäßig bei Familientreffen in Sizilien etc. Gleichzeitig ist es aber gerade dieser Bildungsaufstieg, der ihn in seiner Selbstwahrnehmung als „komischen vogel“ (Zeile 264), „totalen außenseiter“ (Zeilen 259f.) der Großfamilie werden lässt. Inwieweit diese Kategorisierung auch den Wahrnehmungen der anderen Familienmitgliedern entspricht, muss offen bleiben. Der Fokus liegt hier auf Alessandros Beschreibungen, Gefühlen und seinen subjektiven Sinnkonstruktionen. Für ihn ist diese „Abweichung“ von den als sehr unreflektiert geschilderten Vater und Bruder relevant. Letzterer ist noch in der Kernfamilie verblieben, erlernte einen handwerklichen Beruf (Metzger), ist damit „absolut bodenständig“ (Zeilen 1020), spricht kaum italienisch und verkörpert für Alessandro den „itaalo-macho also wie er im bilderbuch steht“ (Zeile 1018). Entscheidend bzgl. seiner Normalitätsvorstellungen ist nun, dass dieser Bruder in der Familie sehr stark integriert sei.

Sein erworbenes kulturelles Kapital (Bildung), seine ausgeprägte Reflexionsfähigkeit und Intellektualität verwehren ihm das Gefühl der Ähnlichkeit oder gar Gleichheit mit anderen männlichen Familienmitgliedern bzw. lassen diese weder als geeignete Projektionsfläche noch als adäquate Gesprächspartner im Hinblick auf seine Identitätsarbeit erscheinen. Verlässt man die Bezugsebene der familiären Gemeinschaft und wendet sich Alessandros sonstigen Kontakten zu Italienern zu (etwa im Urlaub), dann offenbart sich hier eine weitere Normalitäts-, ergo Vergleichsfolie: Äußeres Erscheinungsbild, Name und generelle Sprachkenntnisse weisen ihn als Italiener aus. Nur mit der Einschränkung, dass Alessandro subjektiv diese Erwartung nicht erfüllen kann, nach zwei Sätzen „entlarvt“ wird. Diese Wahrnehmung erstaunt, bescheinigt sich doch der Interviewee in anderen Zusammenhängen (v. a. im Kontakt

verantwortlich. Alessandro bemüht sich später seinen Ansprüchen gerecht zu werden indem er Italienisch als Nebenfach an der Universität wählt und sich die Sprache in einem akademischen Kontext (und nicht „nebenbei“ in der Familie) erschloss.

mit Nicht-Italienern) ein geradezu akzentfreies Italienisch. Auch sein Sprachstudium und seine Kenntnisse italienischer Literatur legen ausgeprägte Sprachkenntnisse nahe. Der Sprachwissenschaftler indes geht härter mit sich ins Gericht, will nicht zu fünfzig Prozent, sondern zu einhundert Prozent als „Italienisch“ und „Deutsch“ anerkannt sein. Vor allem alltägliche Situationen und Gespräche mit Italienern hemmen ihn aber und vermeiden, dass er sich wirklich auf italienische Kontakte jenseits der Familie einlässt. Ganz im Gegenteil zu Johann, einem weiteren Interviewee, der in gebotener Kürze vorgestellt sei:

3.2 Selbstthematization und Bewusstseinsbildung: Johann

Johann war zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt, verheiratet mit einer Deutschen und hat drei Kinder. Seine Mutter ist Spanierin, der Vater ist Deutscher. Johann legt in seiner Selbstbeschreibung des familiären Hintergrundes Wert darauf zu betonen, dass seine Familie nicht aus einem klassischen Gastarbeiterkontext stammt. Beide Eltern sind Angestellte. Johann hat drei Schwestern und wurde in einer deutschen Kleinstadt geboren. Die Familie ist kurz nach seiner Geburt aus beruflichen Gründen nach Spanien gezogen und Johann verlebte seiner ersten acht Jahre in Spanien. Damit war die dominante Erstsprache zunächst Spanisch und mit dem Vater Deutsch; als die Familie nach Deutschland zurück kehrte, verschob sich diese Aufteilung wieder zugunsten des Deutschen. In der Schule kamen schließlich Latein, Französisch und Englisch als Fremdsprachen hinzu. Die Beziehungen zu Spanien beschreibt Johann als sehr eng, nicht nur aufgrund der sozialen Kontakte, sondern auch über Urlaube und Studienaufenthalte (u. a. reichlich vier Jahre für sein Promotionsstudium). Johann hatte Biologie studiert und auch seine nachfolgenden Forschungsthemen als Nachwuchswissenschaftler so angelegt, dass regelmäßige Aufenthalte an spanischen Universitäten möglich sind. Inzwischen ist er promoviert und arbeitet an einer Hochschule in England.

Thematische Schwerpunkte im Interview mit Johann waren seine Sozialisation in Spanien, der radikale Bruch hiermit infolge des Umzugs nach Deutschland (Integrationsprobleme der Schwestern und eigene Strategien), kontrastierend der politische Kontext in Spanien und Deutschland in den 1970er Jahren, seine Anpassung und die Verschiebung der Erstsprache, sein enger Kontakt und Bezug zu Spanien sowie das Bedürfnis nach einem konstantem Lebensmittelpunkt.

Johann nimmt ebenfalls zunächst klarere Positionierungen vor bzw. verbindet beide Nationalitäten mit bestimmten Aspekten seiner Identität: Für ihn kann Spanien nicht die zentrale Bezugsfolie sein, da er den Großteil seines Lebens nicht dort verbracht hat - Raum bzw. Aufenthaltsort scheinen wichtige konstitutive Kriterien für ihn. Damit liegt zunächst Deutschland nahe und dies ist auch das Land, welches er mit seiner politischen Bewusstseinsbildung verbindet. Er schreibt dieser Facette ganz ähnlich wie Alessandro eher rationale Eigenarten zu. Spanien hingegen ist emotional besetzt, aber auch mit einem akzentfreien Beherrschen der Sprache und den häufigen, als positiv erlebten Kontakten und Aufhalten in dem Land verbunden. Auch Johann ist sehr reflektiert und verweist darauf, dass er sich irgendwann dazu entschlossen hätte, sich den eingeforderten klaren dichotomen Positionierungen als Spanier oder Deutscher zu entziehen und auf eine supra-nationale Ebene (Europa) zu rekurrieren:

J „(...) es ist sozusagen eher dieses ding da ich selber nicht weiß (..) wo ich mich einsortieren soll geh ich in die höhere (..) nächst höhere kategorie (..) ääh räumlich kulturell oder was weiß ich wie man das nennen (..) mag (..) und sag dann komm ich daher weil ich mich vom herzen her sehr viel immer spanisch gefunden hab von meinem bewusstsein her weiß dass ich sehr deutsch bin ähm (6) dann gehe ich in die nächst höhere kategorie dann komme ich nicht in die bredoulie mich da definieren zu müssen [...] ich habe irgendwann mal gesagt leute ich bin europäer (..) ich häng irgendwo so zwischendrin“

Für Johann scheint dieses „dazwischen“, diese nicht eindeutige Positionierung (wenn offenbar „Einsortierung“, klare Zugehörigkeit gefordert wird) weniger negativ oder problematisch besetzt als Alessandro. Kontextualisiert man diese Passage mit anderen Aussagen des Interviews, liegt die Erklärung nahe, dass Johann vor allem die jeweiligen Sprachkenntnisse - als wesentliches Kriterium für seine empfundene Zugehörigkeit - als ausreichend erlebt.

Um den Bogen zur ursprünglichen Forschungsfrage zu schlagen: Der Fokus der Untersuchung lag darauf, wie sich die interviewten Personen thematisieren und welchen Einfluss die transnationalen Bezüge auf ihr Selbstbild haben. Dabei vermag das Material einen intensiven (hier leider reduzierten) Einblick in die individuelle biografische Passung zu geben, welche sich nicht in dem Bezug zu singulären nationalen Zugehörigkeiten erschöpft, sondern durchaus zwischen den verschiedenen nationalen Identitäten oszilliert bzw. sich mitunter gänzlich einer solchen Zuordnung entzieht und auf supranationale Ebenen rekurriert (eben als Europäer). Im vorgestellten Fall von Alessandro geht diese Selbstbeschreibung mit Erfahrungen sprachlicher und kultureller Überforderung und dem daraus resultierenden Bedürfnis nach Selbstthematisierung und „Normalisierung“ einher, während Johann beiden Zugehörigkeitsebenen für sich klare eigene biografische „Räume“ zuweist und auf Kategorisierungsansprüche seitens Anderer mit dem Bezug zu einer dritten, supranationalen Bezugsebene reagiert.

Der Beitrag kann zeigen, dass der spezifische Interaktionsraum qualitativer Interviews den Gesprächspartnern die narrative Vergegenwärtigung von Biografie im Sinne eines „doing biography“ auf komplexe Art ermöglicht und zur Verdichtung der aktuell konstruierten Identität beiträgt - und dies gilt ganz besonders für Personen mit multiplen nationalen und kulturellen Bezugsebenen. Um aufgrund der exemplarischen Auswahl nicht missverstanden zu werden: Selbstthematisierungen und Selbstpositionierungen von Personen mit transnationalen Bezügen müssen nicht problematisch oder kritisch sein. Allerdings sollte hiermit Einblick in die Komplexität solcher Rekonstruktion gegeben worden sein und in einigen meiner Fälle illustriert diese eben ein Bedürfnis nach Selbstthematisierung aufgrund eher kritischer Passungen.

Literaturverzeichnis

- Bamberg, Michael (1997): Positioning between structure and performance. In: Journal of Narrative and Life History, Jg. 7, S. 335-342.
- Basch, Linda; Glick Schiller, Nina; Szanton Blanc, Cristina (1993): Nations Unbound. Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation-States. London: Routledge.
- Bommes, Michael (2003): Der Mythos des transnationalen Raumes. Oder: Worin besteht die Herausforderung des Transnationalismus für die Migrationsforschung? In: Thränhardt, Dietrich; Hunger, Uwe (Hg.): Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat. Leviathan, Sonderheft Nr. 22. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag, S. 90-116.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderheft Nr. 2. Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin; Steffen, Therese (Hg.) (1997): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg.
- Burkart, Günter (Hg.) (2006): Die Ausweitung der Bekenntniskultur - neue Formen der Selbstthematization? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dausien, Bettina; Kelle, Helga (2005): Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Völter, Bettina; Dausien, Bettina; Lutz, Helma; Rosenthal, Gabriele (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 189-212.
- Erikson, Erik H. (1968): Identity. Youth and Crisis. New York: W. W. Norton & Company.
- Faist, Thomas (2007): Transnationale Migration als relative Immobilität in einer globalisierten Welt. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 17, H. 3, S. 415-437.
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda; Blanc-Szanton, Cristina (1995): From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration. In: Anthropological Quarterly, Jg. 68, H. 1, S. 48-63.
- Hahn, Alois (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematization und Zivilisationsprozess. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 34, S. 408-434.
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematization. In: Hahn, Alois; Kapp, Volker (Hg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 9-24.
- Hahn, Alois (1997): „Partizipative“ Identitäten. In: Münkler, Herfried; Ladwig, Bernd (Hg.): Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin: Akademie-Verlag, S. 115-158.
- Hahn, Alois (2000): Inszenierung der Erinnerung. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, Jg. 9, H. 2, S. 21-42.
- Halbwachs, Maurice (1967): Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart: Enke.

- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Unter Mitarbeit von Ulrich Mehlem et al. Hamburg: Argument Verlag (Ausgewählte Schriften 2).
- Harré, Rom; van Langenhove, Luk (1992): Varieties of positioning. In: Journal for the Theory of Social Behavior, Jg. 20, S. 393-407.
- Keupp, Heiner; Ahbe, Thomas; Gmür, Wolfgang et al. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Levitt, Peggy; Nyberg-Sorensen, Ninna (2004): The Transnational Turn in Migration Studies. In: Global Migration Perspectives, Jg. 6, H. 1-13.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Khagram, Sanjeev; Levitt, Peggy (Hg.) (2008): The transnational studies reader. Intersections and innovations. New York: Routledge.
- Mau, Steffen (2007): Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.
- Mead, George Herbert (1934): Mind, Self and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist. Chicago: Chicago University Press.
- Barbara Luethi: Transnationale Migration - Eine vielversprechende Perspektive? In: H-Soz-u-Kult 13.04.2005, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2005-04-003>.
- Pries, Ludger (2008): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2001): Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: Rammert, Werner (Hg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 21-38.
- Reuter, Julia; Wieser, Matthias (2008): Soziologie im Zwischenraum. Chancen und Grenzen einer transdiffernten Perspektive. In: Kalscheuer, Britta (Hg.): Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag, S. 129-143.
- Rosenthal, Gabriele (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Opladen: Budrich.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Jg. 13, H. 3, S. 283-293.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Wimmer, Andreas; Glick Schiller, Nina (2002): Methodological Nationalism and Beyond. Nation-State Building, Migration and the Social Sciences. In: Global Networks, Jg. 2, S. 301-334.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. Herausgegeben von FQS - Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. (1(1), Art. 22). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2520>.